



Gábor Lengyel im Januar 2023

»Seit ich das Grab meiner Mutter kenne, hat sich meine Wut in Trauer verwandelt«

Als Gábor Lengyel drei Jahre alt war, wurde seine Mutter von den Nazis deportiert. Er selbst überlebte. Doch erst mit 80 Jahren erfuhr der Rabbiner, wo sie begraben liegt

VON CHRISTIAN PFEIFFER

Es ist der Abend des 27. Januar, des Gedenktages für die Opfer des Judenmordes, als mein Handy klingelt. Es zeigt den Anruf unseres Freundes Gábor Lengyel an, Rabbiner der liberalen jüdischen Gemeinde in Hannover. Als ich ihn begrüßen will, höre ich nur ein heftiges Weinen. Es dauert lange, bis Gábor sich beruhigt hat und sprechen kann.

Dann erzählt er mir von einem überraschenden Brief, den er ausgerechnet heute erhalten habe. Darin stehe, wo seine Mutter begraben liegt. Sie hieß Janka, und auf den alten Fotos sieht man, dass sie eine sehr schöne Frau war. Ihr Sohn Gábor war drei Jahre alt, als sie aus der ungarischen Hauptstadt Budapest deportiert wurde, und vier Jahre alt, als sie auf einem Todesstransport in das deutsche Konzentrationslager Dachau für immer verloren ging. Gábor Lengyel weiß heute, dass das Sterben seiner Mutter im eiskalten März 1945 schrecklich gewesen sein muss, im Viehwagon, 16 Tage unterwegs auf einer Strecke, die in acht Stunden zu bewältigen wäre. Bislang glaubte er, dass ihr Leichnam aus dem Zug geworfen wurde. Erst mit 80 Jahren erfährt er, dass es ein Grab gibt, an dem er um die Ermordete trauern kann.

Für den Rabbiner ist das eine gewaltige Botschaft. Er entstammt einer orthodoxen Familie, und gemäß der Tradition gibt es im Judentum eine klare Regel für Verstorbene. Sie sollen innerhalb von 24 Stunden beerdigt werden, damit sie in einem Grab zur Ruhe kommen. Doch als Gábors Mutter im Oktober 1944 wie Tausende ungarische Juden in ein Konzentrationslager deportiert wurde, schien ihr Tod besiegelt und jede Hoffnung auf eine würdige Bestattung verloren.

Wo genau ihr Grab sich befindet, das liest Gábor Lengyel am 27. Januar 2021 im Brief eines ihm unbekannteren Heimatforschers. Erschüttert ruft er mich, seinen Freund, an. Ich bin drei Jahre jünger als der Rabbiner, geboren in Deutschland in jenem Jahr 1944, als Gábors Mutter von Deutschen verschleppt wurde. Ich bin evangelisch, nicht jüdisch – wir beide leben in Hannover und haben uns vor über zehn Jahren beim Gedenken an die Schoah kennengelernt.

Das Weinen des Rabbiners und was er mir an jenem Abend am Telefon erzählt, bewegt mich so, dass auch ich weinen muss. Später erlaubt mir Gábor, der von Beruf eigentlich Ingenieur ist und ungern viele Worte über sich macht, seine Geschichte aufzuschreiben. Sie handelt vom Schmerz der Ungewissheit und vom Trost der Gewissheit.

Doch was steht nun im Brief? Darin berichtet ein pensionierter Lehrer namens Alfred Hausmann, er habe lange nachgeforscht über das Leben und Sterben von fünf jüdischen Frauen, deren Leichen am 3. März 1945 auf dem Bahnhof von Hochzoll in Augsburg ankamen. Er sei sich, schreibt Hausmann an Gábor Lengyel, sicher: »Eine ist Ihre Mutter Janka Lengyel.« Ein Dokument beweise, »dass die fünf Toten am 19. März 1945 auf dem Westfriedhof in Augsburg bestattet wurden«.

Der Brief aus Augsburg ändert alles. »Immer lebe ich mit dem Bild, dass meine Mutter mit vielen anderen Toten aus dem Zug geworfen wurde. Doch jetzt weiß ich, wo sie ruht, und das gibt auch mir Ruhe«, sagt Gábor Lengyel, als wir uns einige Tage nach dem Telefonat treffen. »Ich fühle mich als Überlebender fast privilegiert, weil ich sagen darf: Meine Mutter ist dann und da gestorben. Ich werde ihr Grab besuchen. Ich werde dort beten.«

Doch erst einmal habe ich Fragen an Gábor. Wie kam es, dass aus dem ungarischen Jungen ein Rabbiner in Hannover wurde? Wie erfuhr Alfred Hausmann, dass er der Sohn von Janka war? Wer waren ihre Leidensgenossen?

Das Schicksal der Familie Lengyel: Nicht nur die Mutter Janka, auch der Vater Marton, der ein hohes Amt im Verband der jüdischen Gemeinden Ungarns bekleidete, wird im Herbst 1944 deportiert. Janka ist 37 Jahre alt, Marton 48. Der kleine Gábor und sein älterer Bruder Georg überleben in einem Versteck in Budapest. Eine Tante nimmt beide in Obhut, und da bleiben sie auch nach der Heimkehr des Vaters.

Marton ist tief religiös, freitags nimmt er die Söhne mit zum Gottesdienst, samstags spazieren sie zur »Tabak«-Synagoge, der größten Synagoge Europas. Gábors starker Glaube hat hier seinen Ausgangspunkt. Noch heute erinnert er sich, wie eindrucksvoll die Predigten gewesen seien.

Woran er keine Erinnerung hat, das ist seine Mutter. Gábor sagt, sein ältester Sohn Ronen könne es kaum glauben, aber es sei wahr: Mit dem Vater Marton habe er wirklich nie über die Schoah gesprochen. »Auch bei den Überlebenden gab es eine schweigende Generation, die keine Fragen stellen – so wie ich.« Als Gábors Vater Marton 1956 stirbt, steht der Ungarnaufstand kurz bevor. Die Tante bezahlt einen Bauern als Fluchthelfer, damit er



ihre zwei Neffen über die Grenze nach Österreich bringe. Gábor erinnert sich an ihre Abschiedsworte: »Ihr müsst in die Freiheit. Jetzt!« Nach der Flucht trennen sich die Wege der Brüder. Der ältere will nach Paris, Gábor nach Wien. Ein Polizist schenkt ihm das Busticket, und auch in Wien hat er Glück: Die Frau des Oberrabbiners spricht Ungarisch und hilft ihm erst mit Kleidung, Essen, Unterkunft, schließlich mit einem Bahnticket nach Genua. Für die Weiterreise per Schiff nach Haifa kommt die israelische Einwanderungsbehörde auf.

So erreicht der 15-Jährige das Jugenddorf Ben Schemen in Israel und erobert sich eine neue Heimat: Dank guter Schulnoten darf er schon im Jahr darauf in Jerusalem eine Fachoberschule besuchen. Sein Lehrer Fritz Mosche Kath, der aus Berlin stammt, lässt ihn deutsche Komponisten hören und erzählt, dass er selbst von deutschen Katholiken gerettet wurde. Es sind erste positive Botschaften über das Land der Täter.

An der Schule begeistert Gábor sich für Naturwissenschaften, er will Ingenieur werden. Seinen dreijährigen Militärdienst darf er deshalb als Techniker absolvieren. Danach bewirbt er sich um ein Stipendium und erhält im Sommer 1965 ausgerechnet eine Zusage für Braunschweig. Soll er annehmen? Sein Lehrer Mosche Kath rät ihm zu. Und Gábor überwindet seine Abwehr.

Von nun an lebt der Ungar in Deutschland, doch seine »seelische Heimat« bleibt Israel. 1972 beginnt er als Ingenieur bei einem Industrieunternehmen in Braunschweig. Er heiratet, hat bald Kinder, baut eine jüdische Gemeinde auf, wird 1978 ihr Vorsitzender und kämpft für die Renovierung der Synagoge. In den Neunzigern zieht er nach Hannover, engagiert sich für das liberale Judentum. Als er pensioniert wird, wagt er wieder einen Neugriff. Er geht ins Rabbinerseminar nach Budapest, promoviert, wird Rabbiner seiner liberalen Gemeinde in Hannover. Es scheint, als habe der Überlebende alles erreicht.

Doch der Brief aus Augsburg macht ihm klar, dass noch etwas Entscheidendes fehlte. »Erst seit ich das Grab meiner Mutter kenne, hat sich meine Wut in Trauer verwandelt«, gesteht er mir. Und so hält er im November 2021 eine Trauerrede auf Janka Lengyel. Fast hundert Menschen kommen, Gábors Familie ist dabei, und auch ich erlebe mit, wie der Rabbiner um Worte ringt. Fest jedoch bleibt seine Stimme, als er dem Absender des Briefes über seine Mutter dankt. Alfred Hausmann sei ein »Gerechter unter den Völkern«, *Chasidai Umat Ha'Olam*, ein Nichtjude, der dem jüdischen Volk in der Not beisteht.

Frägt man den so Geehrten nach seiner Motivation, sagt Alfred Hausmann schlicht: »Die Nationalsozialisten wollten ihre Opfer auslöschen und aus der Erinnerung verbannen. Diesen Menschen möchten wir ihre Namen, ihre Gesichter, ihre Geschichte wiedergeben.« Auf Janka Lengyel hatte ihn ein Historiker gebracht, der über KZ-Opfer in Schwaben forschte. Hausmann durchsuchte im Stadtarchiv Augsburg die Todesfallanzeigen des Standesamtes und erfuhr, dass am 3. März 1945 drei Frauen aus Budapest (Olga Klein, Lili Strauss und Janka Lengyel) sowie zwei Frauen aus Nitra in der Slowakei (Vera Schwarz und Hella Braun) als Verstorbene registriert worden waren. Ferner war die genaue Grabstelle bezeichnet, wo man die Frauen zwei Wochen später beerdigt hatte. Hausmann las, dass man die Toten aus dem Zug Nr. NGZg 9282 eingeladen hatte. Doch woher kam dieser Zug?

Anfangs hat der Heimatforscher nur die Namen der Frauen. Er sucht sie im Bundesarchiv und in der amerikanischen »List of Holocaust Victims and Survivors« – ohne Erfolg. In Yad Vashem in Israel dagegen stößt er auf eine erste Spur. Er findet Lili Strauss, die im März 1945 in einem Zug vom KZ Ravensbrück nach Burgau unkam. Das passt, denn Augsburg-Hochzoll liegt auf dieser Strecke. Über Lili Strauss erfährt er außerdem, dass sie 1906 in Budapest geboren wurde, dort Yoga und Ausdruckstanz unterrichtete. Und über ihren Transport gibt es ein Buch: *Zug ins Verderben – von Ravensbrück nach Burgau* stammt von der Überlebenden Eva Langley-Danos. Sie war eine enge Freundin von Lili Strauss und hatte mit ihr und zwei weiteren Freundinnen aus Budapest mehrere Monate im KZ Ravensbrück überstanden. Die vier wurden im Februar 1945 zusammen mit 500 anderen Frauen in Viehwaggons gepfercht und in endloser Fahrt über 700 Kilometer weit transpor-

tiert. Am Ziel sollten sie Messerschmitt-Düsenflugzeuge vom Typ ME 262 zusammenbauen.

Eva, die Autorin, schildert die Qualen der Reise: tagelanges Halten auf Bahnhöfen; Kälte, Hunger und Durst; Schmutz, Krankheiten und Misshandlungen. »Die Toten werden nicht aus dem Wagen geholt, obwohl es immer mehr werden. Über dem geschlossenen Wagen liegt der Todesgeruch. Mit Mühe schleppe ich mich zum Kübel, an dem ich mich festklammere, damit ich nicht auf die Leichen falle. Tiefe Verzweiflung brennt in meinem Innern. Ich bin allein gelassen.« Nie mehr werde sie ihre Freundinnen wiedersehen. Nie mehr die beste, reinste Seele Lili.

Alfred Hausmann hat also Lili identifiziert. Nun will er Klarheit über die anderen vier toten Frauen von Augsburg gewinnen. Doch nur zu Janka Lengyel, geborene Stern, findet er in Yad Vashem einen Eintrag. Auf einer Karte des Gedenkens liest er ihre Daten: geboren am 23. Mai 1907; registriert am 21. November 1944 in Ravensbrück, Haftlingsnummer 85721.

Kann der Forscher noch Angehörige der Toten finden? Janka Lengyels Karteikarte war am 3. Januar 1989 von einem Gábor Lengyel, Sohn der Verstorbenen, ausgefüllt worden. Hausmann startet seine Internetrecherche – und entdeckt den nun in Hannover lebenden Rabbiner.

Überraschlich schreibt Hausmann ihm und erhält Antwort. Wegen der Pandemie können beide zunächst nur telefonieren. Doch im Sommer 2021 reisen Gábor und seine Frau Anikó nach Augsburg. Erleuchtet berichtet mir der Freund: Vom ersten Augenblick haben sie sich verstanden, wechseln bald zu Du, reden und reden. Es stellt sich heraus, dass Alfred Hausmann kein Einzelgänger ist, er gehört zur Augsburgser Erinnerungswerkstatt. Die Idee dazu hatten vor zehn Jahren eine Journalistin, die Leiterin des jüdischen Museums, ein evangelischer Pfarrer und eine Stadträtin der Grünen. Sie wollten in



einem digitalen Gedenkbuch die Biografien verschiedener Opfer des Faschismus verewigen. Bald machten 15 Autoren mit – darunter Alfred Hausmann. Hinzu kamen 48 Schülerinnen und Schüler, die unter Anleitung eines Historikers Biografien ermordeter Juden aufleben lassen. Mittlerweile sind fast 300 Lebensläufe publiziert.

Und Gábor Lengyel? Zuerst bedankt er sich bei der Erinnerungswerkstatt. Dann lässt er auf dem Augsburg Friedhof einen Gedenkstein setzen, darauf stehen neben dem Namen seiner Mutter Janka auch Lili, Olga, Vera und Hella. Kann ein Stein ein Trost sein? Für mich ist er ein Symbol, das sich etwas geändert hat in Deutschland. Der Rabbiner drückt es schöner aus: »Wenn ich erklären will, was Judentum ist, dann brauche ich dazu nur zwei Wörter – *sachor*, die Erinnerung, und *hatikwa*, die Hoffnung.« In Gábors Geschichte kommt beides zusammen. Er erzählt sie freimütig, nur dies lehnt er ab: am 27. Januar, dem Holocaust-Gedenktage, eine Rede zu halten. »Ich bin aus dem Tag gern Gast, aber nicht Redner.« Wieso sollen die Überlebenden für das Gedenken verantwortlich sein? Wie wäre es mal mit einer Rede von einem Nachkommen der Täter?

Dieses Jahr fällt der 27. Januar auf einen Freitag. Der Rabbiner wird abends einfach in die Synagoge gehen, um den Schabbat zu feiern. Er ist jetzt 82 Jahre alt. Er hat vier Kinder, sechs Enkel sowie zwei Patenkinder aus Ghana und Syrien. Neuerdings lehrt er an einem Islamkolleg.

Hatikwa und *sachor*, Hoffen und Erinnern, gehören für ihn zusammen. Von Verwandten in Israel bekam er einst alte Fotos seiner Mutter geschenkt. Dass Gábor Lengyel nun Gewissheit über Jankas Verbleib hat, dafür dankt er »dem Ewigem« und den guten Menschen von Augsburg. Er sagt: »Ihre Forschung hat meine Wut, meine Unruhe über das Schicksal meiner Mutter zu einem versöhnlichen Ende gebracht.«

Christian Pfeiffer ist Kriminologe und war Justizminister von Niedersachsen. Lesen Sie auch www.gedenkbuch-augsburg.de

Die Eltern Janka und Marton Lengyel am Tag ihrer Hochzeit. Datum und Ort sind vergessen

Die Mutter Janka Lengyel, geborene Stern, kam am 23. Mai 1907 in Verbó nahe Bratislava zur Welt. Im März 1945 starb die Jüdin auf dem Todesstransport aus dem KZ Ravensbrück. Das Foto zeigt sie wohl in den 1940er-Jahren. Ihr Ehemann Marton, geboren am 30. Dezember 1895 in Budapest, überlebte die Schoah

Die Brüder Lengyel nach dem Krieg. Georg, geboren am 30. August 1937, und Gábor, geboren am 13. Januar 1941